



Christhard Ebert

Olpe 35
44135 Dortmund

christhard.ebert@igm-westfalen.de
01718706299

1. Der Raum – unendliche Weiten

Region als mehrdimensionaler Gestaltungsraum

Wir haben im EKD-Zentrum für Mission in der Region (ZMiR) vor einigen Jahren bereits gemerkt, dass es nicht reicht, eine Region nur geografisch zu beschreiben. Vor allem durch philosophische und sozialwissenschaftliche Analysen haben wir gelernt, von der Region als Raum zu denken, in dem die Geografie zwar eine Rolle spielt, aber eben auch andere Perspektiven wichtig sind. Ich will weder Sie noch mich selbst jetzt mit soziologischen Analysen traktieren, sondern mal konkret mit Ihnen durchspielen, welche Dimensionen ein Raum haben kann. Wir nehmen einfach den Raum dafür, in dem wir uns gerade befinden. Vieles, was für diesen Raum gilt, gilt auch für eine Region als Raum.

- Zunächst mal und am schnellsten einsichtig ist dieser Raum wie ein Behälter - mit einer einfachen Geografie von Boden, Wänden und Decke. Als Behälter umschließt er Sachen wie Sie und mich und Tische und Kaffeetassen. Auch die Region kann so betrachtet werden: sie beinhaltet Sachen wie Sie und mich und Berge und Seen, Straßen und Häuser. Das ist die ältere Grundidee der Raumsoziologie, bei der ein Raum als Container gedacht wird und durch die Lage der Dinge in ihm bestimmt wird.
- Aber nun verändern wir mal in Gedanken diesen Raum um uns und Sie werden merken, dass es plötzlich nicht mehr reicht, ihn nur als Behälter zu verstehen. Bringen Sie bitte in Gedanken einfach nur einige massive Gitterstäbe vor den Fenstern an. Die Türen schließen wir ab. Und wenn Sie dies Bild etwas in sich wirken lassen, dann spüren Sie vielleicht, dass aus dem Versammlungsraum etwas anderes wird, nämlich ein Gefängnis. Dabei hat sich im Innern wenig verändert: er umschließt immer noch Sachen wie Sie und mich und Tische und Kaffeetassen. Aber was sich verändert, ist die Bedeutung, die wir dem Raum geben. Und die verändert auch den Raum.
- Wir entfernen besser wieder die Gitter, schließen die Türen auf und verändern mal die Inneneinrichtung. In Gedanken stellen wir dort eine Küche auf und dort vielleicht einen gemütlichen Sessel neben einem Kamin. Und wieder wird aus diesem Raum etwas anderes und wieder nicht nur durch das, was er beinhaltet. Und jetzt verlasse ich mal die dinglichen Begriffe wie Schlafzimmer oder Küche und beschreibe den Raum durch, was in ihm geschieht: nämlich im besten Fall Beziehungsarbeit. Und der Raum wird zum Beziehungsraum.
- Ein drittes Gedankenexperiment, in dem wir den Raum als Behälter entfernen. Dazu heben wir in gemeinsamer Anstrengung das Dach ab und klappen die Wände einfach nach außen um. Und plötzlich strömt frische Luft durch die Stuhlreihen, scheint die Sonne auf der Haut. Sie können aufstehen und hingehen, wohin sie wollen; tun, was Ihnen Freude bereitet. Der Raum wird zum Freiheitsraum.

Vielleicht wird auch in dieser Kürze deutlich, was wir unter Region verstehen. Wir haben sie einen mehrdimensionalen Gestaltungsraum genannt. Menschen gestalten in der Region gemeinsam ihr Leben – er ist Lebensraum. Sie entdecken in dieser Gestaltung ihre Kompetenzen, ihr Potential, ihre Möglichkeiten – Freiheitsraum. Sie spüren dabei: hier gehöre ich hin. Bin willkommen. Werde gebraucht. Kann ich Ich sein – Identitätsraum. In all dem begegnen sie einander, bauen Beziehungen auf oder ab – Begegnungs- und Beziehungsraum. Sie arbeiten miteinander, entwickeln Ideen und setzen sie um – Kooperationsraum.

Verschiedene Dimensionen von Region als Raum. Mehrdimensional also. Region ist deshalb nicht einfach irgendetwas. Sie ist immer mehreres. Sie ist niemals sich selbst gleich. Und was sie konkret ist, erweist sich nicht aus der Ferne und nicht im theoretischen Diskurs, sondern immer nur genauen Hinschauen und im gemeinsamen Überlegen, was wir vor Ort denn unter Region verstehen wollen.

2. Grundlagen der Kooperation

1. Kooperationsregeln

Region ist neben anderem auch ein Kooperationsraum, der davon lebt, dass verschiedenen Akteure auf unterschiedliche Weise etwas miteinander tun, um gemeinsame Ziele für die Region zu erreichen.

Damit Kooperation gelingt (und nachhaltig stabil wird), braucht es Voraussetzungen, förderliche Rahmenbedingungen und Haltungen sowie Methoden.

Kooperation ist einfach und in ihrer Einfachheit fast schön. Sie ist – wenn sie erst einmal stabil ist – nahezu unzerbrechlich. Stabile kooperierende Systeme funktionieren nach folgenden sieben Grundsätzen:

1. Ein grundlegendes Prinzip aller Kooperation ist Gegenseitigkeit: wie du mir, so ich dir! Wo dieses Prinzip durchbrochen wird, hat Kooperation keine Chance mehr. Wir unterscheiden dabei zwischen direkter und indirekter Reziprozität. Die direkte meint das unmittelbare Geben und Nehmen, während die indirekte auf Reputation zielt
2. Das Prinzip der Gegenseitigkeit (Reziprozität) braucht Stabilität und Verlässlichkeit. Es ist umso stabiler, je mehr es von Zukunftshoffnung getragen wird. Je mehr die Kooperationspartner von der Zukunft erwarten, desto stabiler wird gegenseitiges Nehmen und Geben.
3. Kooperierende Systeme sind freundlich und optimistisch. Sie gehen grundsätzlich davon aus, dass ein Partner tatsächlich kooperiert und kooperieren deshalb immer zuerst. Dieser Optimismus allerdings braucht ebenfalls Zukunftshoffnung.
4. Kooperierende Systeme sind konsequent in der Anwendung der Gegenseitigkeit: wenn ein Partner nicht kooperiert, kooperiert der andere ebenfalls nicht.
5. Kooperierende Systeme sind aber auch nicht nachtragend. Fehlverhalten führt nicht zu dauerndem Liebesentzug. Kooperation ist wichtiger.
6. Kooperierende Systeme haben einfache und leicht verständliche Verhaltensregeln. Das erhöht eine verlässliche Vorhersage des Verhaltens, stabilisiert Gegenseitigkeit und stärkt Vertrauen.
7. Kooperierende Systeme brauchen regelmäßige Kontakte zwischen den Kooperationspartnern.

2. Voraussetzungen und Haltungen

Zu diesen Grundsätzen kommen noch bestimmte Voraussetzungen und Haltungen.

- Regionale Kooperation braucht Zeit statt Hektik. Ihre Früchte wachsen, aber sie wachsen langsam. Sorgfalt, Geduld und langer Atem sind wichtiger als schneller Aktionismus.
- Regionale Kooperation braucht Freiwilligkeit statt Verordnung. Haupt- und besonders ehrenamtlich Mitarbeitende müssen von der Sinnhaftigkeit regionaler Arbeit überzeugt sein. Nur dann entstehen Zufriedenheit und Freude. Nur dann entsteht Attraktivität, die neugierig macht und anzieht.
- Regionale Kooperation braucht Gabenorientierung statt Aufgabenorientierung. Nicht jede/r kann alles und muss es auch nicht. Mitarbeitende sollen das tun dürfen, was ihnen liegt. Die erste Frage wäre also nicht: „Kannst du, was du tust?“, sondern: „Tust du, was du kannst?“
- Regionale Kooperation braucht Neugier statt Abgrenzung. Neugierige Menschen sind offen für das Unbekannte. Sie wissen, dass sie selbst bereichert werden in der Zusammenarbeit mit anderen. Neugierige Menschen überschreiten Grenzen, weil sie wissen, dass Grenzen auch Kontaktflächen sind, dass hinter Grenzen Leben wartet.
- Regionale Kooperation braucht Vertrauen statt Vereinzelung. Vertrauen ist der Kitt in Beziehungen. Nur mit Vertrauen gelingen Gespräche, entsteht Nähe, darf Distanz sein. Nur in vertrauensvoller Atmosphäre können kirchliche Tabuthemen (Macht, Neid, Konkurrenz, ...) auf den Tisch gelegt und bearbeitet werden, die ansonsten einem jeden Entwicklungsprozess im Weg stehen.
- Regionale Kooperation braucht Fehlerfreundlichkeit statt Perfektionismus. Wer Fehler machen darf und verstanden hat, dass aus Fehlern gelernt werden kann, der hat mehr Mut und traut sich fröhlicher und unbefangener an Neues heran.
- Regionale Kooperation braucht Visionen statt Kurzsichtigkeit. Nur mit dem Bild einer sich entwickelnden Zukunft können Schritte zielgerichtet sein und kann eine gute, vielleicht sogar bessere Zukunft sich Schritt für Schritt verwirklichen. Eine gemeinsame Vision vieler unterschiedlicher Akteure ist die beste Grundlage für eine starke Region.
- Regionale Kooperation braucht Freiheit statt Bevormundung. Neue Ideen sind wie zart keimende Pflanzen. Sie brauchen Freiheit und Schutz. Sie müssen ausprobiert werden und Wurzeln schlagen können. Allzu schnelle Reglementierung durch Verordnungen vertragen sie nicht. Regionale Räume sind auch

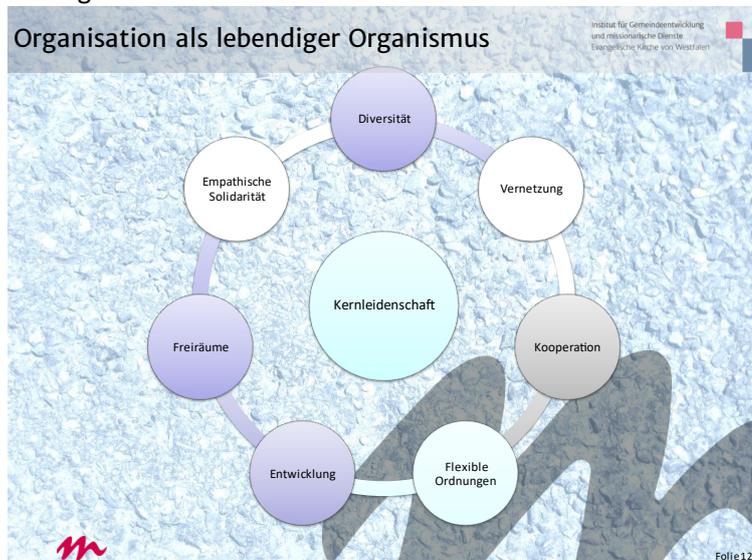
experimentelle Räume. Irgendwann wird man verbindliche Absprachen treffen, aber erst, wenn Vertrauen gewachsen ist, Mitarbeitende mit Lust dabei sind, genug Fehler gemacht worden sind und eine Vision ihre Stärke bewiesen hat. Ordnungen haben dem Leben zu dienen.

- Regionale Kooperation braucht geistliche Bodenhaftung. Visionen lassen Flügel wachsen und das Gebet um den täglich nächsten neuen Schritt hält am Boden. In dieser Spannung ist Offenheit für den Heiligen Geist. Diese Spannung hält fest, dass Mitarbeitende zwar die äußeren Akteure in regionaler Kooperation sind, aber Gott selbst der innere Akteur sein will und soll.
- Regionale Kooperation braucht „viel weniger“ statt „immer mehr“. Sie addiert nicht einfach weitere Aufgaben zu bereits bestehenden. Sie entlastet Mitarbeitende sowohl durch Delegation als auch durch Verzicht von Aufgaben. Sie schafft Sicherheit und Durchblick durch konkrete Aufgabenbeschreibungen. Sie schützt vor Verzettelung.

Regionale Kooperation ist ein Weg, an dessen Ende alle Beteiligten mehr gewonnen haben, als sie als Einzelne je könnten. Es ist ein langer Weg und er kostet besonders am Anfang Kraft. Aber jeder Weg beginnt mit dem ersten mutigen, vorsichtigen und hoffenden Schritt.

3. Wie Gemeinde sein könnte, wenn sie sich neu erfinden würde

Was macht eine lebendige Organisation aus, ganz allgemein gefragt? Da gibt es erwartungsgemäß unterschiedliche Modelle, die Organisationsformen heißen dann lebendig, agil, evolutionär oder integral und die Grafiken dazu sehen so oder so oder so aus. Dennoch: in ihren Eigenschaften sind sich die Modelle ähnlich und meistens gehören dazu Aussagen wie diese hier:



Warum erzähle ich das Ihnen? Weil dieses Modell knapp 2000 Jahre alt, weil mit diesen Eigenschaften heute auch modernste Unternehmen sowohl im Profit- wie auch im Non-Profitbereich beschrieben werden können und beschrieben werden, z.B. von Frederic Laloux auf der Basis von 12 Studien¹. Und weil dieses Modell ein eminent geistliches Modell ist, beschrieben von Paulus. Ich schaue mir dies Modell jetzt nicht wie zu Anfang über seine Funktionen an, sondern über seine Eigenschaften. Ich bin der festen Überzeugung, dass diese Eigenschaften für die Weiterentwicklung von Gemeinde und Kirche gerade in den größeren Zusammenhängen einer Region von großer Bedeutung sein können. Und ich möchte das ganz bewusst zuerst aus der geistlich-theologischen Perspektive tun und nicht zuerst aus der strukturellen. Der Esel muss halt der Möhre folgen und nicht umgekehrt.

Welche Eigenschaften hätte also eine Kirche, die sich regional versteht und in ihre Region die geistliche Dimension des Leibes Christi einzieht?

- Eine der wichtigsten Eigenschaften einer Region als Leib Christi ist **Unterschiedlichkeit**: „Nun aber sind es viele Glieder, aber der Leib ist ‚einer‘“. (1 Kor 12, 20) Die Unterschiedlichkeit der einzelnen Glieder wird hier eingebettet in die grundlegende Identität der Region als Leib Christi. Die aber vereinnahmt nicht. Sie löst lokale Identitäten nicht auf: Hand bleibt Hand und Fuß bleibt Fuß. Starke lebendige Regionen haben starke lokale Akteure. Aber der Leib Christi bindet seine Glieder in gegenseitiger Solidarität aneinander.

¹ Frederic Laloux: Reinventing Organizations visuell. Ein Illustrierter Leitfaden sinnstiftender Formen der Zusammenarbeit. München 2017.

- Unterschiedlichkeit in Solidarität braucht **Vernetzung**. Das fördert Selbstorganisation und ermöglicht neues Denken: „Das Auge kann nicht sagen zu der Hand: Ich brauche dich nicht; oder auch das Haupt zu den Füßen: Ich brauche euch nicht.“ (1 Kor 12, 21)
- Eine Region als Leib Christi mit solidarisch vernetzen Gliedern bildet auch einen **Kooperationsraum**, in dem ein „Mehrwert“ entsteht: „Denn wie wir an ‚einem‘ Leib viele Glieder haben, aber nicht alle Glieder dieselbe Aufgabe haben, so sind wir viele ‚ein‘ Leib in Christus, aber untereinander ist einer des andern Glied, und haben verschiedene Gaben nach der Gnade, die uns gegeben ist. Lauft so, dass ihr ihn erlangt.“ (1 Kor 9, 14)
- Regionen haben das größte Entwicklungspotenzial, wenn ihre **Ordnungen** beweglich und flexibel sind. Kirchliche Ordnungen sind vielfach zu stabil und verhindern damit Innovation und Entwicklung und verstellen den Blick darauf, wie das Unverfügbare des Heiligen Geistes, das Geheimnis göttlicher Wege auch in kirchlichen Ordnungen offengehalten wird: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.“ (Röm 11, 33) Wenn wir in unseren Ordnungen so etwas wie eine Aufweichung und Flexibilisierung brauchen, könnte eine der wichtigsten Bedingungen dafür sein, Gott die Ehre zu geben!
- Eine Region als Leib Christi befindet sich in einem permanenten **Entwicklungsprozess**. Es gibt keinen Stillstand, solange das „große Ziel“ nicht erreicht ist: „Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbar werden.“ (Röm 8, 19) Das bedeutet allerdings keine permanente Hektik, sondern meint ein ruhiges und fließendes Werden, das sich aus der Quelle des Lebens selbst speist und nicht aus den Zwängen der Selbstrechtfertigung.
- Dazu gehören **Freiräume**, in denen Experimente gewagt werden, Innovationen gewonnen werden und aus Fehlern gelernt werden kann.
- Und ein vorläufig Letztes: Gegenseitige **Wertschätzung** und In-Wert-Setzung: „Und wenn ‚ein‘ Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ‚ein‘ Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit.“ (1 Kor 12, 26). **Solidarität** und gegenseitige In-Wert-Setzung dürften für die Ausbildung einer (auch neuen) regionalen Identität von größter Bedeutung sein, denn Menschen erfahren (und hören nicht nur): Du kommst hier vor – du bereicherst und stärkst – und wirst selbst gestärkt!

Alle Aspekte sind miteinander verbunden durch die Kraft des Leibes Christi als einer gemeinsamen regionalen Lebensenergie. Aus ihr speist sich alles, auf sie bezieht sich alles.

Ich ergänze dies Modell noch etwas. Vielleicht ist das dann zu viel, und dann vergessen Sie es einfach wieder, aber ich will es nicht unerwähnt lassen, weil auch Paulus es nicht bei diesem Modell belässt. Der letzte Vers Kapitel 12: Und ich will euch noch einen besseren Weg zeigen. Es folgt Kapitel 13, das Hohelied der Liebe. Ich habe erst spät verstanden, dass und wie diese Kapitel 12 und 13 zusammenhängen.

Unter der Annahme, dass mit Jürgen Moltmann der Heilige Geist „mehr ist als eine Eigenschaft Gottes und mehr als eine Gabe Gottes an die Kreatur, er ... Gottes Empathie“² ist, dann kann die Liebe nach 1Kor 13 als die größere Gabe nicht als Gefühl verstanden werden (auch weil damit die menschliche Emotion überfordert wäre), sondern als Ausprägungen der geistgewirkten Empathie und damit als innere Haltung des Leibes Christi. Ich habe mal versucht, die paulinische Sprache zu übertragen. Diese Haltung wäre dann

- gelassen
- anderen Menschen interessiert zugewandt
- ideologiefrei
- besonnen
- von sich selbst absehend
- respektvoll
- ausgeglichen
- kompetenzvermutend
- gerechten Ausgleich suchend
- offen
- vergebend
- vertrauensvoll
- optimistisch
- resilient

² Jürgen Moltmann, Der Geist des Lebens. Eine ganzheitliche Pneumatologie. Gütersloh 2016. S. 64

Liebe Schwestern und Brüder, vielleicht hat Sie jetzt ein Gefühl überkommen wie: Das ist zwar ganz schön schlau und ich bin total überwältigt, aber was um Gottes Willen soll ich damit ganz praktisch anfangen? Wenn das so ist, dann sage ich Ihnen: Bleiben Sie entspannt. Das war alles nichts, um was damit anzufangen. Allerdings war das die Einladung zu einem Perspektivwechsel. Es muss nicht diese Perspektive sein, aber der Wechsel – glaube ich – muss sein.

4. Vernetzt arbeiten – Regiolokale Kirchenentwicklung

1. Einleitung

Regiolokale Kirchenentwicklung ist ein „Kunstwort“, das vom Greifswalder praktischen Theologen und Leiter des dortigen Instituts zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG) Prof. Dr. Michael Herbst „erfunden“ wurde und zusammen mit dem ehemaligen Leiter des EKD-Zentrums für Mission in der Region (ZMiR), Hans-Hermann Pompe, ins Spiel gebracht wurde³. Im Grunde führt es konsequent fort, was beide Einrichtungen im letzten Jahrzehnt über kirchliche Regionalentwicklung gedacht, erforscht und entwickelt haben, bietet aber in doppelter Hinsicht mehr Klarheit: Es geht eigentlich nicht um die Entwicklung von Regionen, sondern um die Entwicklung von Gemeinde und Kirche, das aber im Zusammenspiel von lokalen und regionalen Perspektiven.

Worum geht es? Regiolokale Kirchenentwicklung (RKE) bringt mehrere Blickwinkel zueinander:

- a. die Auftragsorientierung von Gemeinde und Kirche,
- b. Vernetzung unterschiedlicher lokaler Akteure und
- c. Kooperation als wesentliche Handlungsform innerhalb von Prozessen regiolokaler Kirchenentwicklung.
- d. Öffnung in die Sozialräume

RKE umfasst damit klassische Regionalentwicklungsprozesse, deutet sie aber als auftragsorientierte Kirchenentwicklungsprozesse auf lokal und regional vernetzter Ebene und ist ein hilfreiches Instrument für städtische und vor allem ländliche Räume.

Damit ist regiolokale Kirchenentwicklung nicht zuerst ein Handlungskonzept (weil konkrete Entwicklungsprozesse je nach Herausforderung und Kontext sehr unterschiedlich ausfallen dürften), sondern eher ein Wahrnehmungskonzept. Es achtet deshalb auf

- die grundlegenden Voraussetzungen regiolokaler Kirchenentwicklung,
- die Hauptformen der Kooperation und
- die zu erwartenden Konsequenzen.

2. Grundlegende Voraussetzungen regiolokaler Kirchenentwicklung

Kooperationen innerhalb einer regiolokalen Kirchenentwicklung erscheinen nicht einfach wie von selbst und auch nicht auf Kommando, wenn sie denn nachhaltig stabil werden sollen. Sie brauchen vielmehr eine spezifische Atmosphäre, die auf einem vierfachen Konsens der Beteiligten beruht. Diesen Konsens herzustellen ist bereits der Anfang regiolokaler Kirchenentwicklung.

- a. Regiolokale Kirchenentwicklung vollzieht sich in einem mehrdimensionalen Gestaltungsraum. Dieser entsteht, wenn lokale Akteure sich miteinander vernetzen und kooperieren. Und letztlich sind alle Akteure innerhalb der RKE lokal – seien es Ortsgemeinden, Leuchtturmkirchen, Hauskreise, Fresh-X-Initiativen usw. Das bedeutet auch, dass RKE nicht notwendigerweise an definierte (auch kirchliche Regionen) gebunden ist, sondern sie kann sie überschreiten und verändern. Die Mehrdimensionalität erlaubt es z.B., diesen Raum dezidiert auch als geistlichen Raum zu betrachten, der durch das bestimmt wird, was an spirituellem Erleben oder geistlicher Arbeit in ihm geschieht. Wie auch immer: diese Räume sind im besten Fall deckungsgleich mit lebendigen Sozialräumen – weil der Fokus kirchlichen Handelns eben nicht Nabelschau sein kann, sondern konkrete Menschen in konkreten Sozialräumen meint. Das hat auch mit dem zweiten wichtigen Konsens zu tun.
- b. Gemeinsames Ziel regiolokaler Kirchenentwicklung ist die Kommunikation des Evangeliums unter möglichst vielen Menschen. Alle anderen Einzelziele ordnen sich dem ein, zu oder unter. Das wird unterstützt durch den dritten Konsens:
- c. Strukturen dienen diesem Ziel und schränken es nicht ein. Sie sind nicht sakrosankt und kein Selbstzweck und wenn es notwendig ist, müssen und können sie weiterentwickelt, abgebaut oder umgebaut werden.

³ Michael Herbst & Hans-Hermann Pompe, Regiolokale Kirchenentwicklung. Wie Gemeinden vom Nebeneinander zum Miteinander kommen können. ZMiR:klartext. 4. Auflage Dortmund 2018. Download: [Regiolokale Kirchenentwicklung von midi \(mi-di.de\)](http://RegiolokaleKirchenentwicklung.von.midi(mi-di.de))

- d. Ein Klima des Vertrauens, eine Kultur der Kooperation mit Bereitschaft zur Unterstützung der anderen in der Region, wird gewollt, aktiv gefördert und permanent weiter entwickelt. Ohne wechselseitig wachsendes Vertrauen wären letztlich alle Veränderungen auf Sand gebaut.

Die Hauptformen der Kooperation von Gemeinden in der Region

Wenn wir nun auf die Kooperation als Modus regiolo-kaler Kirchenentwicklung schauen, können wir vier ausgeprägte Hauptformen entdecken. Dabei verstehe ich die Überschrift Kooperation in weitem Sinne. Diese Formen sind Zusammenarbeit, Profilbildung, Ergänzung und Solidarität. Alle Formen haben ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche.

- a. Zusammenarbeit. Das meint die klassische Kooperation im engen Sinn. Gemeinsame Absprachen, gemeinsame Projekte, gemeinsame Gruppen in der Region. Die Stärke der Zusammenarbeit liegt darin, dass sie den Mehrwert für das Ganze im Blick hat. Ihre Schwäche kann in einem blassen Nebeneinander liegen.
- b. Profilierung. Eine starke Region hat starke lokale Akteure. Profil zu entwickeln zielt auf das Besondere einer Gemeinde, eines funktionalen Dienstes, einer Leuchtturmkirche, einer Kleingruppe: ihre erkennbaren Identitäten, ihre Ausstrahlungen und Stärken. Profilierung ist für Gemeinden gleichzeitig auch der Abschied vom parochialen Vollprogramm, an dem wir sonst irgendwann ersticken würden. Die Stärke der Profilierung liegt in Attraktivität und Ausstrahlung, ihre Schwäche in der Versuchung, zum arroganten Solisten zu werden.
- c. Ergänzung benennt, was eine einzelne Gemeinde oder ein Dienst oder ein Team gut kann und was sie weniger gut kann, um wechselseitig ein freiwilliges Geben und Nehmen zum Vorteil aller zu entwickeln. Ihre Stärke ist Gabenorientierung, ihre Schwäche der Hang zur Ausbeutung.
- d. Solidarität. Nach 1. Kor. 12 bindet sie die einzelnen Glieder aneinander, im gegenseitigen Freud und Leid, in Unterstützung, Lastenausgleich, Mittragen, Vertretung, Fürbitte. Solidarität ist zugleich der Abschied von der protestantischen Form der Anerkennung: dem Neid. Ihre Stärke ist die gelebte Geschwisterlichkeit, ihre Schwäche können Konfliktscheu und Helfersyndrom sein.

Zwei dieser Formen haben eher mit Haltung zu tun (Profil und Solidarität), zwei eher mit Handlung (Zusammenarbeit und Ergänzung). Alle vier haben zwar jeweils für sich Sinn und Zweck, aber nur zusammen ergeben sie ein stimmiges Bild, schützen sich gegenseitig vor ihren jeweiligen Fehlformen, ermöglichen ein wirksames kooperatives Miteinander in der Region und tragen dazu bei, den Samen des Evangeliums weit und kräftig zu streuen.

Zu erwartende Konsequenzen

Für einzelne Gemeinden, funktionale Dienste, Mitarbeitendenteams, Kleingruppen, Dienstgemeinschaften usw. lässt sich dieses kooperative Miteinander zu einigen Konsequenzen bündeln:

- Wachsende Zusammenarbeit statt stagnierender Isolation. Wir tun so viel gemeinsam wie möglich, wir machen so viel allein wie nötig. Zusammenarbeit wird zur Regel, Alleingang zur Ausnahme.
- Auftragsorientierung statt Bestandswahrung. Wir denken konsequent von Gott und von den Menschen her. Von Gott her: Was hat er für diese Region und ihre Orte vor? Und von den Menschen der Region her: Was brauchen sie? Beides zusammengedacht und zusammengebetet kann eine regionale Vision entstehen lassen. Nehmen wir dann noch die in der Region vorhandenen Kompetenzen und Ressourcen von Einzelnen, Gruppen oder Gemeinden hinzu, haben wir die Grundlage, wirkungsvolle Projekte innerhalb der regiolo-kalen Kirchenentwicklung zu planen und umzusetzen.
- Vertrauen aktiv gestalten statt abwartend reagieren. Wir investieren in das Vertrauen untereinander. Wir legen einen Schatz an gemeinsamen Erfahrungen an. Wir möchten gemeinsam wieder spüren können: Wir handeln, wir reagieren nicht nur.
- Gegenseitige Ergänzung als Geschenk entdecken. „Gottes Gaben sind Gottes Berufungen“ (G. Heinemann). Jede Ergänzung ist zugleich Entlastung in überfordernden Situationen.
- Zeit nehmen statt schnell sein. Die Früchte der Kooperation wachsen, aber sie wachsen langsam. Sorgfalt, Geduld und langer Atem sind wichtiger als schneller Aktionismus.
- Weichen Faktoren den Vorzug vor den harten geben. Sie bestimmen in hohem Maß die Motivation aller Mitarbeitenden und können von Anfang an in Veränderungsprozesse eingespielt werden.

Zum Schluss

Was regiolo-kale Kirchenentwicklung auslöst, ist am Ende eine Veränderung einer bisher noch recht ordentlichen Landkarte. Diese wird sicher unübersichtlicher, auch ein klein wenig unordentlicher und unvorhersehbarer und sehr viel bunter. In der Tat wird ein vernetztes Nebeneinander und Miteinander verschiedener Mitspieler in der regiolo-kalen Kirche zu erwarten sein: von der klassischen ländlichen oder städtischen Parochie über kirchliche Orte wie im Krankenhaus oder der Schule und über verschiedener Fresh-X-Angebote in Cafés, Bürotürmen, Plattenbauten sowie

über Leuchtturmkirchen und Gebetshäuser bis hin zu Hausgemeinden rund um eine Radwegkirche und kommunitären Angeboten auf Zeit. Und wahrscheinlich – weil der Heilige Geist auch die kreative Kraft Gottes ist – werden Formen kirchlichen Lebens entstehen, die wir heute noch gar nicht kennen. Und natürlich kann das Ganze auch ökumenisch angelegt werden – in einigen Diasporagegenden wird das möglicherweise gar nicht anders gehen.